

Joey Goebel
Ich gegen Osborne

Roman
Aus dem Amerikanischen von
Hans M. Herzog

Diogenes

Titel des amerikanischen Originals:
›I Against Osbourne‹
Copyright © 2012 by Joey Goebel
Umschlagillustration: Elizabeth Peyton,
›For Oscar from Bosie, February 2, 1894‹, 1998
Copyright © Elizabeth Peyton
Mit freundlicher Genehmigung von Gavin Brown's
Enterprise, New York

All rights reserved
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2013
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
150/13/44/1
ISBN 978 3 257 06853 5

*Meiner lieben Schwester CeCe,
meinem Gewissen*

Stundenplan

Vor dem Unterricht	9
Ordnungsstunde	24
Chemie	53
Kreatives Schreiben	104
Algebra II	157
Mittagspause	215
Deutsch II	254
Englisch IV	309
Kunst IV	363
Nach dem Unterricht	409
<i>Danksagung</i>	432

Chemie

8.25 Offenbar war es für mich das Beste, asexuell zu werden. Ich hatte mit dieser Idee schon die letzten beiden Male gespielt, als mich ein Mädchen enttäuscht hatte, jedes Mal bei einer melodramatischen Variante von unerwiderter Liebe. Meine plötzliche Chloe-Verdrossenheit ließ diese Idee attraktiver denn je erscheinen. Es war eine verlockende Vorstellung, sich der keimdrüseninduzierten »Liebes«-Hysterie auf Osborne High zu entziehen. Was Chloe oder sonst wer taten, konnte ich nicht kontrollieren. Die jugendlichen Stringtangas der Mädchen konnten meinerwegen verrotten. Doch ich konnte mich kontrollieren. Und so saß ich in der letzten Reihe von Ms. Calaways Klassenraum und verkündete stumm:

Von diesem Augenblick an bin ich asexuell.

Mein Rückzug aus dem uralten Konkurrenzkampf ums nackte Fleisch sollte bald heftig in Frage gestellt werden, doch zumindest vorerst konnte ich das triumphale Gefühl genießen, dass ich mich der Großen Dummen Rumhurerei entzogen hatte. Ich stellte mir vor, wie sofort ein schweres Gewicht aus meiner Hose verschwand und sich mein Hirn aus der Gosse erhob. Was Chloe und all die anderen betraf, so stellte ich mir vor, wie ich ihren Tanzclub zu einem klebrigen Bällchen zerknüllte und ins Klo schmiss.

Als es klingelte, trudelte der letzte meiner Mitschüler ein. Hier hatte ich keinen, mit dem ich reden konnte, was höchst angenehm war, da niemand mit mir reden wollte. Was ihnen gefiel, gefiel mir nicht. Vermutlich wusste nicht einer von ihnen, wer Woody Allen war. Der Chemiekurs bestand in meinen Augen aus Deppen, die nur an Pizza dachten, und smart-adretten, leicht arroganten Typen. Was hielten sie wohl von mir? Aus irgendeinem Grund vermutete ich, dass sie mich ablehnten. Doch das war inzwischen unwichtig, weil ich mich soeben dem ganzen menschlichen Treiben entzogen hatte. Jeder besaß diese alles verschlingenden Öffnungen, schwarze Löcher, mit denen sie sich wechselseitig aufsogen, und ich war der einzige Mensch, der sich frei bewegen konnte, unbeeinflusst von ihrer Schwerkraft.

Klar, mir stand eine Schlacht bevor. Es verging keine Minute, ohne dass die Große Dumme Rumhurerei mich mit ihren langen Beinen umschlingen wollte. Die Ausbeute von heute Morgen, noch vor Schulbeginn: Auf der Homepage von Yahoo! quollen mir Dekolletees aus einer Unterwäschewerbung entgegen (oder war es ein Film?); in einer E-Mail fand sich die obszöne Nachricht eines oder einer Fremden, in der mir Sex angeboten wurde, falls ich seine oder ihre Website aufsuchte; im Radio sang eine Gruppe, sie wolle meinen Körper und ich solle ihren Körper haben. Am Vorabend fand ich die Körper praktischerweise in einer Sendung aufgelistet, die sich »Die 101 sexiesten Prominenten« nannte. Dann sah ich die Wiederholung von *The Real World*, in der ein Paar gestand, mit dem Geschlechtsverkehr begonnen zu haben, ohne es zu merken.

Ich sah es mir an, ich konnte nicht anders.

8.27 In meiner neuen Abgeklärtheit hörte ich einige von ihnen über den Abschlussball reden. Für mich als Asexuellen wäre es kaum sinnvoll, daran teilzunehmen. Nicht dass ich je erwogen hätte, bei etwas so Banalem mitzumachen. Doch jetzt stand ich über alledem: den beschlagenen Autofenstern, den schmierigen Hotelzimmern, den Partyorgien. Ich war stolz darauf, dass es am ersten Mai weder Hairspray auf meinem Kopf noch einen Flachmann in meinem Jackett geben würde, weder ein Kondom in meinem Portemonnaie noch eine Hasenpfote mehr in meiner Hose. Am Ende der Ballnacht, wenn der Hausmeister die Körpersäfte vom Basketballplatz wischte, würde ich zufrieden zu Hause sitzen und mich tippenderweise auf meine Bestimmung zubewegen.

Und ja, falls Chloe diese Angelegenheit in Panama City hinreichend erklären konnte – falls sie bewies, dass es sich nur um ein Gerücht handelte – und falls sie darauf bestünde, dass ich sie begleitete, könnte ich vermutlich eine Ausnahme machen. Ein Asexueller tat Menschen in Notlagen einen solchen Gefallen.

8.28 Während ich für einen Test in der vierten Stunde noch ein paar deutsche Vokabeln durchging, verspürte ich plötzlich das Bedürfnis, meine neue Orientierung laut kundzutun, als wäre sie erst nach dem Aussprechen offiziell. Timothy Gregory musste genügen. In meinem Kunstkurs in der sechsten Stunde saß ich mit ihm an einem Tisch, kannte ihn aber kaum. Er war der ruhigste Mensch, der mir je begegnet war, und ich wusste seine Ruhe zu schätzen. Je nach Lage der Dinge war auch ich manchmal ruhig. Ich nannte

mich »umgebungsabhängig introvertiert«. In diesem Kurs sagte ich beispielsweise selten ein Wort. In dem Kurs danach redete ich mehr als jeder andere.

An manchen Tagen betrat Ms. Calaway die Klasse ein paar Minuten nach dem Klingeln, weil sie etwas mehr Zeit brauchte, um ihren Nikotindämon ruhigzustellen. Heute war so ein Tag. Daher blieb mir noch Zeit, Timothy meine neue Lebensführung zu erläutern, der gerade irgendwas auf die Sohlen seiner schwarzen Doc Martens schrieb. Er hatte eine höchst bedauerliche Frisur, mit der sein Kopf einem Arsch ähnelte, und seine Akne war besonders übel, doch dem Gesicht darunter sah man an, dass es eines Tages gut aussehen würde. Er war häufig gemobbt worden und wirkte wie jemand, der alles dafür tat, bloß nicht aufzufallen.

»Wie geht's *dir* denn heute, Timothy?«

»Gut.«

Normalerweise wäre ich irritiert gewesen, von jemandem nicht nach meinem Befinden gefragt zu werden, nachdem ich mir die Mühe gemacht hatte, ihn nach seinem zu fragen, doch Timothy lag schon im Soll, wenn er überhaupt etwas sagte.

»Wie waren deine Ferien?«

»Prima.«

»Meine waren schauderhaft.« Er nickte und lächelte ängstlich. Jetzt musste ich meine Bekanntmachung behutsam vorbereiten. »Ich bin's leid, dass die Leute dauernd über den Ball reden. Du nicht auch?«

»Doch.«

»Gehst du hin?«

»Weiß nicht.«

»Ich verzichte. Da geht's um nichts weiter als um Ausschweifungen, und doch dreht sich ihr ganzes Leben darum. Es ist das wichtigste Ereignis ihres Lebens. Sie haben nur eine Sorge auf der Welt, nämlich für den Ballabend alles perfekt zu machen. Und wenn es um Dinge wie den Ball geht, würde keiner von ihnen hingehen wollen, wenn man ihnen nicht gesagt hätte, dass von ihnen erwartet würde, dass sie es wollen. Ergibt das einen Sinn?«

»Ja.«

»Ich hab etwas gelesen – von Thornton Wilder, glaube ich –, in dem ein ähnlicher Satz steht, nur dass es um Liebe ging, dass niemand sich verlieben würde, wenn er nicht davon gehört hätte oder so ähnlich. So fühle ich mich bei fast allem. Dem Abschlussball, Mädchen, bei allem. Ist schon erstaunlich, was wir uns zumuten.«

Timothy nickte. Er nahm nie Blickkontakt auf, etwas, das mir besser gelang, je älter ich wurde, wie mir während des Spring Breaks aufgefallen war.

Eine seltsame Stimme unterbrach uns. »Kann mir einer von euch einen Kuli oder Bleistift borgen?«

»Ich habe einen«, antwortete ich. »Ich werd ihn dir aber nicht leihen, damit du verantwortungsbewusster wirst.«

»Leck mich an meinem weißen Arsch, James.« Die seltsame, weinerliche Stimme gehörte Patrick Pippin, und so ein Wortwechsel war typisch für uns. Ich kam mit jedem gut klar – jedenfalls oberflächlich betrachtet –, machte aber aus meiner Abneigung gegen Patrick keinen Hehl, und dafür gab es gute Gründe.

Im Allgemeinen bewunderte ich die als *Loser* bekannte Sekte gesellschaftlicher Außenseiter und hatte mich manch-

mal selbst im Verdacht, einer zu sein. Aber Pippins Losertum hatte geradezu groteske Ausmaße angenommen, so dass er mir nicht mehr leidtat, sondern ich mich fragte, warum er sich morgens überhaupt noch aus dem Bett quälte. Um nur einige der Glanzpunkte zu erwähnen, die er sich auf Osborne geleistet hatte: Er war so gierig nach Aufmerksamkeit, dass er anbot, eine, wie er es nannte »Video-Hommage« über die Cheerleaderinnen zu drehen, weil er ihre Nähe suchte; nachdem er vergeblich versucht hatte, in der Golfmannschaft aufgenommen zu werden, drohte er damit, die Schule zu verklagen, die ihn wegen seines Übergewichts diskriminiert habe, dabei hatte er tatsächlich noch nie im Leben Golf gespielt; einmal weinte er, weil er während des Unterrichts einen fahren ließ, und obwohl ich genau wusste, dass er nie über die Stränge schlug, fragte er ständig Leute, ob sie Marihuana hätten. Wenn mich die Schwermut packte, tröstete ich mich mit dem Satz: »Tja, wenigstens bin ich nicht Patrick Pippin.«

Pippin war einmal das neue Gesicht gewesen. Am ersten Tag der zehnten Klasse, frisch aus West Virginia eingetroffen, stolperte er in der dritten Stunde in meinen Astronomiekurs, an den Füßen etwas, das wie Schuhe für ältere Frauen aussah, und mit seinem hässlichen Rattenschwanz, der ihm am Nacken baumelte und später ohne Vorwarnung von einem im Kurs hinter ihm sitzenden Jungen abgeschnitten wurde. Weil er ein so erkennbar hoffnungsloser Fall war, stellte ich mich vor und versuchte, ihm das Gefühl zu geben, willkommen zu sein. Noch am selben Tag setzte er sich beim Mittagessen neben mich. Doch trotz aller Widrigkeiten schloss er später mit einigen Leuten Freund-

schaft und machte sich bei erstbestener Gelegenheit über mich lustig. Er wies den ganzen Kurs darauf hin, dass mein Gesicht rot anlief, während ich ein Referat hielt. Dieses erste Vergehen ließ ich ungeahndet, doch es folgte die Episode, wo er und einer seiner niederträchtigen Kumpel mir einredeten, dass mich irgendein Mädchen mochte, woraufhin ich mich ihr beinahe näherte, ehe ich die Wahrheit herausfand. Wenn Pippin mich seither auch nur ein wenig kränkte, sagte ich ihm auf den Kopf zu, was ich von ihm hielt.

Doch es gab bei mir immer noch Reste von Freundlichkeit. Ich zog einen Reservekuli aus meiner Hemdtasche. »Hier, Patrick. Steck ihn bloß nicht in deinen schmutzigen Mund.«

Er drehte sich um und sah, dass ich ihm den Kuli hinhielt. Der Kragen seines T-Shirts war ausgeleiert, so dass man ein Stück seines Schlüsselbeins sah. Er hatte nämlich die wunderliche Angewohnheit, sich das T-Shirt ganz von der Schulter zu ziehen, wenn er dachte, niemand sähe zu.

»*Teufel*, nein. Von *dir* will ich keinen Stift.«

»Mach mal 'n Punkt. Ich nehm dich doch nur auf 'n Arm.«

»Steck dir den Stift in den Arsch. Ich will den Stift nicht.«

Ich verdrehte die Augen, und Timothy feixte. »Wie gesagt, denk doch nur an all die Energie, die wir dem Abschlussball und Mädchen generell widmen. Hätte ich nicht mit diesen blöden Muschis rumgealbert, hätte ich schon zwei oder drei Romane schreiben können.«

Timothy reagierte überhaupt nicht. Er beobachtete einen Jungen, der so tat, als wäre eine Papierkugel ein Basketball und der Papierkorb ein Basketballkorb.

»Bei Frauen ist man immer der Verlierer. Deshalb habe ich beschlossen, mich dem ganzen Quatsch zu entziehen. Ich habe einen neuen Lebensstil gefunden. Ich habe beschlossen, asexuell zu sein.«

Endlich nahm er Blickkontakt auf. »Was bedeutet, dass ich mich zu niemandem mehr hingezogen fühle. Der ganze Kummer wegen der Mädels – Schnee von gestern. Verdampft. Endlich bin ich frei. Timothy, du solltest dich mir anschließen. Möchtest du gern asexuell sein?«

»Nein.«

Zuerst lachte ich, dann lachte Timothy auch. Einen so normalen Moment wie diesen hatte es zwischen uns noch nie gegeben.

»Verstehe. Es ist nicht leicht, besonders wenn man nicht als Asexueller auf die Welt gekommen ist. Ich war einmal ein fanatischer Hetero, aber mein Herz hält es einfach nicht mehr aus. Einem eigentlich heterosexuellen Asexuellen fällt es besonders schwer, dass er seine Libido nicht, nun ja, ausknipsen kann wie eine Lampe. Man muss sich bewusst dafür entscheiden, die Libido zu ignorieren. Aber wenn man diese Entscheidung erst einmal getroffen hat – und wie ich daran festhält –, dann ist man gegenüber anderen im Vorteil. Die anderen sind so versessen darauf, einander flachzulegen, dass sie ständig abgelenkt sind. Diese Ablenkungen fallen bei mir weg. Es ist ein Gefühl von Stärke.«

Ich verstummte, als Ms. Calaway eintrat. Auch die meisten anderen Gespräche verstummten. In ihrem flotten Hosenrock schritt sie zu ihrem Pult und goss sich eine Tasse Kaffee ein. Offenbar hielten Kaffee und Zigaretten den Lebenswillen dieser Frau aufrecht. Auf ihrem Pult stand eine

eigene Kaffeemaschine. Laut Slim, meinem Lehrer für Kreatives Schreiben, lag das daran, dass die anderen Lehrer sich beschwert hatten, weil Ms. Calaway den ganzen Kaffee im Lehrerzimmer weggetrunken habe. Jetzt leerte sie in ihrem Kursraum Kanne um heiße Kanne, was mir gefiel, da der Duft den Raum heimeliger machte.

Vom Kaffeeduft abgesehen, unternahm Ms. Calaway nichts, um im Raum 103 eine angenehme Atmosphäre zu schaffen. Sie war vor allem wegen ihrer Fähigkeit berüchtigt, Schüler zum Weinen zu bringen. Wegen ihrer ruppigen Persönlichkeit mochten die meisten Schüler sie nicht, aber ich mochte sie. Wir kamen gut miteinander aus, wohl weil ich ein guter Schüler war, auch wenn mich die Naturwissenschaften überhaupt nicht interessierten. Dennoch machte ich mir Sorgen, wie sie reagieren würde, wenn ich auf die Toilette gehen wollte, sobald meine Eingeweide Probleme machten. Sogar eine so schlichte Frage wie die, ob man aufs Klo gehen dürfe, ließ diese Frau in die Luft gehen. Vermutlich war sie die ganze Zeit wütend, weil sie in ihrem tiefsten Inneren wusste, dass sie wie Nathan Lane aussah und man nichts dagegen machen konnte.

Sie setzte sich, holte ihr blaues Zensurenbüchlein heraus, das alle Lehrer benutzen, und überprüfte die Anwesenheit. Während sie die Namen durchging, dachte ich, wie toll es wäre, wenn ich nie wieder neben einem Telefon warten, mich nie wieder über einen Pickel ärgern, nie wieder nach diesem grässlichen blauen Kombi Ausschau halten müsste. Als mein Name aufgerufen wurde, sagte ich besonders zuversichtlich »Hier«.

Dann ließ uns Ms. Calaway an ihr Pult treten, wo sie uns

eine Summenformel-Aufgabe aus der Zeit vor den Ferien zurückgab. Meinen Namen rief sie früh auf. Besorgt ging ich nach vorn, wo ich erfreut eine rote »97 A« auf meinem Paper sah. Als ich mich wieder setzte, entdeckte ich auf dem Boden eine Füllerkappe, hob sie auf und steckte sie vorne in meine Jackettasche. Während die anderen Schüler ihre Papers holten, fiel mir auf, dass drei von ihnen – zwei Mädchen und ein Junge – unabhängig voneinander beim Aufstehen kurz an ihren Hemdschößen zogen, um sicherzugehen, dass ihre Hintern bedeckt waren. Als ich noch in die Kirche ging, fiel mir auf, dass viele Leute so etwas machten, denn bei katholischen Messen muss man sich ständig hinsetzen und wieder aufstehen, und es schien die weitverbreitete Auffassung zu geben, dass alle Leute im Leben nichts anderes tun, als einander auf die Ärsche zu glotzen, was im Großen und Ganzen auch stimmte.